

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 307

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

<p>Blutgruppe Rap: Shaquille Bernhard alias Rapture Boy hat das Zeug zum Rapper, findet die BandXost-Jury. Besuch bei ihm im Studio. Von Corinne Riedener</p> <p>50</p>	<p>Literaturhaus für alle: Was die neue Wyborada-Leiterin Anya Schutzbach plant, wie das Buch überlebt und warum ein eigenes Haus nötig ist. Das Interview. Von Peter Surber</p> <p>52</p>	<p>Utopie und Spiel: In St.Fiden befindet sich seit Frühling ein Kunstraum. Wer ihn betritt, bekommt sorgfältig kuratierte Stadtvisionen zu sehen. Von Nina Keel</p> <p>56</p>	<p>Don't Mind the Gap: Im Zeughaus Teufen ist das Dazwischen zu sehen – viel mehr als eine Ausstellung über Farbphänomene und deren Spielräume. Von Kristin Schmidt</p> <p>57</p>
<p>Bunte Geschichte: Ralph Brühwiler hat die Caran d'Ache-Saga aufgeschrieben und vermischt dabei ganz bewusst Fakten und Fiktion. Von Roman Hertler</p> <p>58</p>	<p>Gächschötzig: Steff Signer, der Musiker und Dichter des «Henderlands», geht den Spuren seiner Jugend nach in Texten und Kurzfilmen. Im Januar wird er 70. Von Peter Surber</p> <p>59</p>	<p>Eintauchen: Der Kulturraum «Pool» steht für die szenischen Künste zur Verfügung – nicht in erster Linie für Aufführungen, sondern zum Arbeiten. Von Peter Surber</p> <p>60</p>	<p>Boulevard</p> <p>61</p>

Blutgruppe Rap

Shaquille Bernhard alias Rapture Boy hat das Zeug zum Rapper, sagen sein Producer Alex Amiel und DJ Caesar. Die BandXost-Jury sieht das ähnlich. Besuch bei den Jungs im Studio im St.Galler Lachen-Quartier. Von Corinne Riedener

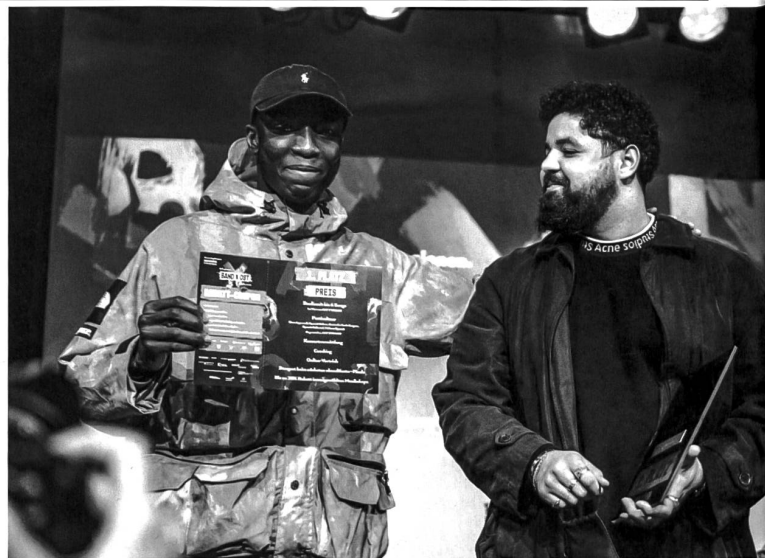
Rapture Boy hat Ende November den Ostschweizer Nachwuchswettbewerb BandXost gewonnen, dieses Jahr coronabedingt leider nur per Stream mitzuverfolgen. Es war Zeit, dass nach 15 Jahren endlich ein Rapper das Rennen macht. Das BandXost war bis anhin eher gitarrenlastig aufgestellt, was zwar völlig okay ist, aber die musikalischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte eben nur bedingt widerspiegelt. Und zugunsten der Jury muss man auch sagen, dass das Ostschweizer Rap-Material am Wettbewerb in den letzten Jahren doch eher dürftig war.

2020 nicht. Mit Rapture Boy steht einer auf die Bühne, bei dem man sich fragen kann, was der überhaupt zu suchen hat an einem Nachwuchswettbewerb, so abgeklärt und in seinem Element wie er wirkt auf der Bühne in seinem Chirurgen-Dress. Hinter ihm prangt eine grosse Blache mit der Aufschrift «Bloodtype Rap». Er und DJ Caesar tragen Haube und OP-Bekleidung.

Die Performance hat es in sich, auch ohne grosses Live-Publikum ist die Energie in der Grabenhalle spürbar. Viel 90ties Eastcoast und Boombap, aber auch zeitgenössischere Styles sind dabei. Rapture Boy scheint in vielen Sub-Genres zuhause. Ebenfalls unterhaltsam: seine kurze Freestyle-Einlage zum Schluss. Da beweist der 26-jährige, dass er mehr draufhat als satte Studio-Tunes und Eingebühtes. Rappen halt. So überrascht es nicht, dass wir ihn kopfnickend und in handgeschriebenen Zeilen versunken vorfinden, als wir uns im Studio von Amiel Entertainment zum Gespräch treffen. «Ah, schon halb sieben? Kommt rein!», sagt er und strahlt.

«Newcomer» mit mehreren Releases

Amiel Entertainment, 2012 gegründet, ist das Label und Studio der Brüder Alexander und Sebastian Amiel und des österreichischen Produzenten Marco Danner. Gunda Wechee (früher bei Madd Family) oder auch Monet192 haben schon hier produziert, Amiel bietet aber Recordings, Mixings und



Rapture Boy (rechts) und DJ Caesar sind ein eingespieltes Team. (Bilder: pd)

Masterings für alle Genres an. «Letzten Monat haben wir zum Beispiel ein Kinderlied produziert», sagt Alex Amiel. Das Studio im St.Galler Lachen-Quartier sei nicht nur Arbeitsstätte, sondern auch ein Treffpunkt. Auch Rapture Boy ist vor Jahren zufällig hier gelandet, nach einer Party für ein bisschen Freestyle.

So hat es angefangen. Danach ist schnell Struktur in die Sache gekommen. Rapture Boy und Amiel arbeiten seit 2014 zusammen, er hat auf dem Label schon zwei Alben (*Two Sides Of A Story*, 2017 und *Musica E Poetica*, 2018) und eine EP (*Train Of Thought*, 2019) herausgebracht, Videos inklusive. Soviel zum Thema «Newcomer». Auch sein Auftritt am BandXost war minutiös geplant, wie die Flipchart mit dem Konzept über dem E-Piano verrät. Nicht ganz nach Plan lief die Veröffentlichung seiner jüngsten EP, wegen Corona wurde sie verschoben. Verständlich ohne Live-Auftritte. Neu soll sie im Frühling 2021 erscheinen. «Dann kommen wir dafür mit voller Wucht zurück», sagt Rapture Boy.

Neben Alex und Rapture Boy, der eigentlich Shaquille Bernhard heisst und den alle nur Shaq nennen wie den ehemaligen Basketballer und Rapper, ist auch Alhaji Mansaray alias DJ Caesar im Studio. Wenn er nicht gerade Rapture Boys Backup ist auf der BandXost-Bühne oder anderen Auftritten, arbeitet der 19-jährige St.Galler als Bankkaufmann und studiert nebenbei BWL. Auch Shaq ist noch in Ausbildung, wenn alles klappt, ist er im Sommer diplomierter Hotelfachangestellter.

Englisch als Pluspunkt

«Shaq hat einfach das Zeug zum Rapper», sagt DJ Caesar. «Sein Sound ist fresh und für die Schweiz eher ungewohnt, darum wollte ich unbedingt mit ihm zusammenarbeiten. Die Vibes stimmen total und ausserdem kann ich bei der Arbeit mit ihm viel Neues lernen.» Auch Alex schwärmt von seinem «Schützling». Eine richtige «Maschine» sei er, sagt



der Produzent und lacht. «Du kannst ein paar Beats auflegen und er spittet stundenlang durch, kommt voll aus sich raus und reisst alle mit. Manchmal muss man ihn richtig zurückhalten. Das macht einen guten Rapper aus.»

Dass Rapture Boys Muttersprache Englisch ist, dürfte ein weiterer Pluspunkt sein. Es verleiht ihm einen internationalen Anstrich. Nicht dass (Ost)schweizerdeutsch Rap schlechter wäre, aber er hat es tendenziell etwas schwerer, was man unter anderem auch daran sieht, dass französischsprachige Acts wie La Base & Tru Comers oder KT Gorique im Osten mehr als gern gehört und gebucht werden. Allerdings muss man einwenden, dass die Rap-Szene in der linken Hälfte der Schweiz auch grösser ist als die hiesige, sonst wäre das Verhältnis wohl ausgewogener. Oder auch nicht. Alles steht und fällt ja mit der Qualität.

Bei Rapture Boy stimmt sie. Man könnte vielleicht kritisieren, dass er etwas gar im 90ies-Eastcoast-Flow festhängt – «the real shit», wie er sagt –, obwohl er noch andere Facetten beherrscht, aber das ist Geschmackssache. Zudem feiern wir das x-te 90ies Revival und viele haben eine Überdosis vom Trap- und Emo-Genre, das jahrelang sehr dominant war. So gesehen trifft Rapture Boy durchaus einen Nerv der Zeit – aber das ist ihm ohnehin wurst. «Ich mache nicht das, was andere wollen oder sich gut verkauft, sondern das, was ich liebe», sagt er selbstbewusst und die Jungs rundherum nicken. «Die Energie muss stimmen, das ist die Hauptsache.»

Dass er gut auch anders kann, zeigt Shaq unter anderem im Track *Retribution*, den er auch in der Grabenhalle performt hat. «Flexibel zu sein ist mir wichtig», sagt er, «ich will mich weiterentwickeln und immer neue Styles und Genres auszuprobieren.» Zu dieser Einstellung passt auch seine jüngste Singleauskopplung, *Time Now*, die am 4. Dezember erschienen ist und von der es am BandXost ebenfalls eine Kostprobe gab. Sie ist poppiger als seine anderen Sachen, «radiotauglich», wie Alex sagt. Was aber nicht heisst, dass sie auch inhaltlich behäbig ist. Der Text ist «conscious»,

wie die meisten von Shaq, erzählt von Ängsten, die man ablegen und Entbehrungen, die man erleiden muss auf dem Weg zu sich selber.

«Schwäche zu zeigen ist eine Stärke»

Geht es nach ihm, sollte öfters über diese Themen gerappt werden: «Das echte Leben in der Schweiz, Zwischenmenschliches, soziale oder mentale Probleme. Man darf keine Angst vor sich selber haben», sagt der Rapper. «Schwäche zu zeigen, ist auch eine Stärke.»

Er weiss, wovon er spricht, denn auch in seinem Leben gab es Brüche und die thematisiert er auch. Der Tod seines Onkels Andre zum Beispiel, der ihn damals zum Rap gebracht hat. Oder der Umzug 2013 von Kapstadt nach St.Gallen. Er hatte zwar frisch das Abitur in der Tasche, aber das politische Klima in Südafrika wurde zunehmend harscher, also zog er zu seinen Grosseltern in die Ostschweiz. «Der Anfang war etwas schwer», sagt Shaq, «die Schweizer sind weniger offen als die Leute in Südafrika. Aber durch die Musik habe ich gute Freunde gefunden – und mittlerweile in der Schweiz eine zweite Heimat, auch wenn ich meine Eltern oft vermisse.»

«Aus allem das Beste machen» ist seine Devise. Und jetzt sowieso; die Stimmung im Studio von Amiel Entertainment ist trotz der Pandemie und den fehlenden Live-Auftritten bestens, nicht zuletzt dank dem BandXost-Sieg. Shaq, Alex und DJ Caesar wirken auch zehn Tage danach noch beflügelt und freuen sich jetzt auf den Schlussspurt für die EP *Write Your Own Way*. «Die Tracks sind fast alle fertig produziert», sagt Alex und rückt die Maske zurecht. «Fehlt nur noch der Feinschliff, dann können wir durchstarten.» Dann hoffentlich auch wieder mit Live-Konzerten, damit sich alle ein eigenes Bild von der nicken Bühnenpräsenz des BandXost-Siegers machen können.

Rapture Boy: *Write Your Own Way* erscheint im Frühling.

Ein Literaturhaus für alle – auch für alle Gender

Seit November leitet die Verlegerin Anya Schutzbach das Literaturhaus Wyborada in St.Gallen. Was sie hier plant, wie das Buch überlebt und warum trotz Digitalisierung ein eigenes Haus auf längere Sicht nötig ist: Das Interview. Von Peter Surber und Tine Edel (Bild)



Anya Schutzbach in der Frauenbibliothek Wyborada.

Saiten: Sie hatten beim Suhrkamp Verlag eine leitende Stelle, haben 2008 ihren eigenen Verlag weissbooks.w gegründet und ihn letztes Jahr mit dem Zürcher Unionsverlag zusammengeführt. Jetzt verlassen Sie weissbooks.w – warum?

Anya Schutzbach: Die Grundidee des Zusammenschlusses war, dass sich zwei Verlage mit unterschiedlichen Programmschwerpunkten zusammenschließen, der Unionsverlag mit internationaler Literatur, weissbooks.w mit deutscher Gegenwartsliteratur. Die beiden Profile passten ideal ineinander, der Fusionsprozess war nach einem Jahr abgeschlossen – und dann kam im März der erste Lockdown. Wie sich das auf unsere Branche auswirken würde, war völlig unklar. Aus Gründen der Business-Raison haben wir dann beschlossen, das Bestehende zu sichern. Diese Entscheidung habe ich als Co-Geschäftsführerin mitgetragen.

Aber sie hat Ihnen die Stelle gekostet.
Ja.

Was war Ihre wichtigste Entdeckung bei weissbooks.w?
Eine davon ist Pia Solèr, die allerdings weniger Autorin ist als vielmehr Hirtin. Ihr Buch *Die Weite fühlen* erzählt

von ihrer Arbeit auf der Alp mit 1300 Schafen und ist das, was man einen Longseller nennt. Eine ganz andere Entdeckung ist ein deutscher Autor namens Christoph Höhtker, der seit 20 Jahren in Genf lebt. Ein scharfsinniger, kluger und provozierender Geist, der sich in vielem nicht an die sogenannten Regeln hält. Sein jüngster Roman heisst *Schlachthof und Ordnung*. Manche lesen ihn als Dystopie, letztlich aber ist es eine grosse Groteske, dazu irrwitzig komisch. Definitiv nichts Weichgespültes in einer Welt, in der viel Immergleiches und Gleichgeschaltetes zu lesen ist. Ich habe eben auch ein Faible fürs Krasse, für Autoren, die etwas wagen.

Nach den grossen Verlagen und Städten jetzt die kleine Ostschweiz und das kleine Literaturhaus Wyborada – was war Ihre Motivation?

Das «klein» steht für mich unbedingt in Anführungsstrichen. Das «Kleine» ist möglicherweise nur Teil der Selbstwahrnehmung derer, die sich von hier aus in Relation setzen. Ich habe das Privileg, noch mit einem ersten Blick auf die Region zu schauen. Der zeigt mir, dass Potential da ist. Nach 25 Jahren Verlegerie ist mein Auge darauf gepolt, Potentiale zu erkennen, Dinge

zu entdecken und zu schauen, was man daraus machen kann. Von Zürich oder Basel aus wird die Ostschweiz wenig wahrgenommen, insbesondere im Literaturbetrieb. Das fordert mein unternehmerisches Aufbaugen heraus.

Es gibt wenige Autorinnen und Autoren mit nationaler Ausstrahlung, es gibt kaum Verlage in der Ostschweiz – kein Wunder, wird sie nicht wahrgenommen.

Möglicherweise zurecht, vielleicht fehlt eine Institution oder ein grösseres Festival mit stärkerer Strahlkraft, ein literarisches Zentrum, das anlockt. Namhafte Autorinnen und Autoren, die mit der Ostschweiz in Verbindung zu bringen sind, gibt es aber schon, es fallen einem gleich Robert Walser ein, Dorothee Elmiger, Anna Stern, um nur mal drei mit nationaler Ausstrahlung zu nennen.

Immerhin hat St.Gallen seit einem Dutzend Jahren das Wortlaut-Festival.

Möglicherweise mache ich mich unbeliebt, wenn ich gestehe, dass ich es nicht stark wahrgenommen habe, in meiner Verlagsarbeit hatte ich nie einen Berührungspunkt. Das liegt sicher nicht am Programm, sondern vielleicht daran, dass die Vernetzung auf PR-Ebene nicht schweizweit griff? Man muss neben einem aufregenden Programm eben auch immer ziemlich laut trommeln. Hinzu kommt, dass es dauert, bis sich Wahrnehmung und Wirkung einstellen. Das Literaturhaus Basel gibt es rund 20 Jahre, jenes in Zürich noch länger. Diese Städte haben früh verstanden, dass sich eine Investition in die Sparte Literatur langfristig lohnt. Heute sind sie die Leuchttürme. Ich würde mich wahnsinnig freuen, wenn Wortlaut mehr nationale Beachtung finden würde. Das Festival ist ein wichtiges Element im Muster des Literaturteppichs der Region.

Und die Verlage?

Es ist sicher eher schwer, sich aus der sogenannten Provinz heraus als Verlag nationale Anerkennung zu verschaffen. Dennoch ist es möglich, im Kern zählt die Qualität des Programms. Ein erschwerender Faktor könnte vielleicht die fehlende physische Nähe zu den Leitmedien sein, dieses Tür an Tür und die Möglichkeit täglicher und persönlicher Begegnung. Vernetzung ist überlebenswichtig für das, was wir tun. Verlage sind Kommunikationsmaschinen. Nun schwächeln zwar die Printmedien seit geraumer Zeit, auch die öffentlich-rechtlichen Radiosender kommen meines Erachtens ihrem Kultur- und Bildungsauftrag nicht mehr in dem Masse nach, wie sie es sollten und auch einmal konnten. Vom Programmumbau des Radio SRF2 will ich gar nicht reden. Dass eine für uns alle im Literaturbetrieb so wichtige Sendung wie «52 beste Bücher» abgeschafft werden soll, ist ein Jammer. Aber es ist interessant, wie sich Literatur-Berichterstattung und Literaturkritik verändert haben, wie wichtig zum Beispiel die Bloggerszene geworden ist oder der Einfluss der Bookstagrammer.

Soziale Medien, die auch ohne regionale Bindung funktionieren – das könnte ja gerade ein Vorteil für die «Provinz» sein. Was empfiehlt die Verlegerin Schutzbach den Ostschweizer Verlagen, damit sie auf Touren kommen?

Jeder Verlag muss sich ganz unabhängig davon, wo er

sitzt, rund um die Uhr die Frage stellen: Was müssen wir tun, dass unsere Bücher wahrgenommen werden? Alle arbeiten an Strategien, die grossen wie die kleinen, da die Umsätze seit Jahren stagnieren oder sinken. Eine Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels 2018 hat ergeben, dass der Buchhandel 6,4 Millionen Leser innerhalb von fünf Jahren verloren hat. Verloren an andere Medienformate, allen voran an die Anbieter von gutem Storytelling, Netflix & Co. Mediennutzung ist eben auch Entertainment, Freizeitgestaltung, Stofflieferant für soziale Teilhabe. Heute spricht man an den Bushaltestellen oder bei einer Tischgesellschaft darüber, was man gesehen hat, weniger über das, was man gerade liest. Der Austausch über Bücher hat sich zum Teil ebenfalls ins Netz verlagert, lovelybooks ist nur ein Beispiel. Verlage verfolgen das akribisch und bespielen aktiv diese Szenen.

Trotzdem ist das Buch alles andere als tot...

Absolut! Es gibt sie immer noch, die echten und passionierten Leserinnen und Leser. Das gedruckte Buch ist auch nicht abgelöst worden durch das E-Book. Das professionelle Storytelling der populären Serien, dem man sich fast nicht entziehen kann, ist nun auch auf dem Buchmarkt angekommen. Die Bücher auf den Bestsellerslisten sind meist einfach sehr gut erzählte Geschichten. Die elitäre, anspruchsvolle Literatur hat es jetzt noch schwerer. Unser Leben ist so komplex geworden, dass das Bedürfnis nach Vereinfachung, nach reiner Unterhaltung, nach leicht konsumierbarem, vermutlich gestiegen ist. Ich bin zwar keine Soziologin und kann diesen Wandel auch nicht belegen, aber beobachten und nachvollziehen. Und jetzt kommt Corona als ein neuer die Gesellschaft und ihr Freizeitverhalten verändernder Faktor hinzu.

Sie reden von «elitärer Literatur»: ein streitbarer Begriff.

Sind die einen Bücher Unterhaltung – und die anderen elitär? Der Begriff ist streitbar, weil er pauschalisiert. Man muss da natürlich differenzieren. Aber auch in der Literatur gibt es E und U. Ich bin aufgewachsen in einer Zeit, als die E-Literatur sexy war. Dürrenmatt, Bachmann, Beckett, Bernhard, Kafka – sie alle erreichten Auflagen, die heute eher im U-Bereich üblich sind. Auch innerhalb der Verlage fand Abgrenzung statt. Bei Suhrkamp war es zunächst ein Politikum, ob eine Isabel Allende ins Suhrkamp-Programm passt. Hier hat ein grosser Wandel stattgefunden, Werte werden anders definiert. Auch Feuilletons sind heute viel offener und ohne Dünkel. Oder Museen: Sie programmieren weniger akademisch und versuchen, Museen für alle zu sein.

Gibt es eine «Literatur für alle»? Auch wenn sich die Grenzen zwischen E und U aufweichen, hat doch die sperrige Literatur ein Problem.

Ich würde das nicht als Problem bezeichnen. Verlage, Buchhändler, Veranstalter, Agenten wissen, dass es für beides ein Publikum gibt. Auch wir in den Literaturhäusern bieten Abende, die unterhalten, entspannen, bereichern, Spass machen, gleichzeitig sehen wir zu, dass literaturkritische Diskurse geführt werden oder ambitionierte Blogs ihren Raum finden; das Spekt-

rum ist breit. Ein Literaturhaus für alle muss den Spagat beherrschen und beides machen.

Das ist die Ambition?

Meine Ambition ist ein Haus mit Anspruch, das lustvoll herausfordert. Mit einem Anspruch, der nicht ausgrenzt und nicht einengend ist, sondern offen wie das O in der Mitte unseres Namens, vom Regionalkrimi bis hin zu einer Poetikdozentur, die man dereinst etablieren könnte.

Deutschsprachige Literatur erreicht nur die, die gut Deutsch können. Hat das Literaturhaus auch Platz für internationale, für migrantische Literatur?

Ich bin überzeugt, dass gerade eine starke migrantische Literatur entsteht, die unsere Gegenwartsliteratur enorm bereichern wird; ich bin sehr neugierig darauf. Bei weissbooks.w erschien das Buch von Luna Al-Mousli, einer syrischen Autorin, die in Wien lebt, *Eine Träne. Ein Lächeln. Meine Kindheit in Damaskus*. Wir brachten das zweisprachig, arabisch-deutsch, inzwischen liegt die vierte Auflage vor. Die Autorin wird immer noch eingeladen, in Schulen mit gemischten Klassen zu lesen. Es entstehen Dialoge zwischen den deutsch- und den arabischsprachigen Schülern, die ungemein berührend sind. Was ein Buch alles leisten kann! Aber ich mache mir nichts vor: Migrantische Kreise mit Lesungen zu erreichen ist nicht einfach. Man kann Türen öffnen, aber es muss auch jemand hereinkommen wollen. Hier gibt es immer noch Hemmschwellen. Sicher auch, weil viele gar nicht wissen, was das eigentlich ist: ein Literaturhaus.

Ja: Was ist ein Literaturhaus?

Ein Literaturhaus bietet Veranstaltungen an, die mit Büchern zu tun haben. Ein Autor oder eine Autorin kommt und liest aus seinem oder ihrem Buch vor, jemand führt ein Gespräch mit ihm oder ihr, das Publikum hört zu und stellt manchmal Fragen. Abstrakter bzw. differenzierter formuliert: Ein Literaturhaus bietet Plattformen für Kommunikation, die inhaltliche Basis liefert die Literatur, der Umgang mit Sprache, meist Text. In einem Literaturhaus geht es ums Lesen, Vorlesen, Zuhören. Man kann Lieblingsautoren treffen oder neue Bücher entdecken. Es geht um Geschichten, wahre und erfundene. Im Literaturhaus kann auch Literatur entstehen: Patricia Holder und Karin Bühler haben in ihrer Aufbauphase Schreibkurse eingeführt, das möchte ich gern fortsetzen.

Was für neue Formate planen Sie?

Langfristig möchte ich zum Beispiel ein Exchange Programm aufbauen. Autoren, Übersetzerinnen, Verleger von «weit her», was immer das dann heisst, einladen und den hiesigen Pendanten Aufenthalte in der Welt der Gäste ermöglichen. Ein einfaches Modell, aber ein komplexer und langwieriger Etablierungsprozess. Ein erstes Projekt, das in diese Richtung weist, ist in Arbeit: Ich bemühe mich, das «Literarische Forum», das traditionsgemäss in Wangen im Allgäu stattfindet, nach St.Gallen zu holen. Am Forum lesen jeweils zehn bis zwölf Autoren aus unveröffentlichten Texten, es wird juriert wie in Klagenfurt und vor Publikum – nur ohne anschliessende Preisverleihung. Es ist ein intensiver Tag der Literatur und der Literaturkritik. Der Anlass

musste wegen des Lockdowns in Deutschland zwei Mal verschoben und dann ganz abgesagt werden. Ich hoffe, dass es möglich ist, die Teilnehmer des Forums 2019 Ende Januar oder im Februar hierher einladen und ihnen gewissermassen Asyl gewähren zu können. Es waren so viele gute Texte darunter!

Es gibt bereits Literaturhäuser in Schaan und in Gottlieben. Arbeiten Sie zusammen?

So sehr jedes Haus sein eigenes Profil hat und den lokalen Gegebenheiten Rechnung tragen muss, so fruchtbar kann Zusammenarbeit sein. Mit dem Kollegen in Gottlieben stehe ich schon in Kontakt. Ich setze auf Offenheit und Kooperation, denn ich glaube nicht, dass wir uns gegenseitig Publikum wegnehmen. Anne Weber wird zum Beispiel im März in Bregenz lesen und am Folgetag bei uns zu erleben sein. Grosse Namen und internationale Gäste gemeinsam einzuladen ist doch sinnvoll vor dem Hintergrund der höheren Organisationskosten.

Braucht das Literaturhaus Wyborada überhaupt ein Haus? Die Idee mit der Villa Wiesental ist geplatzt; zur Diskussion steht das ehemalige Hotel Ekkehard.

Ein deutliches Ja: Wir brauchen ein Haus. Natürlich hat es Charme, ein fliegendes Haus zu sein. Langfristig sind jedoch eine feste Adresse und Räume nötig, um sich als Institution zu etablieren. Obschon es die Adresse Davidstrasse 42 gibt – hier ist die Frauenbibliothek Wyborada beheimatet, von hier aus operieren wir – kann das fürs Literaturhaus nur eine Übergangslösung sein. Wir können im Studio der Bibliothek nur kleine Veranstaltungen realisieren und kaum jemandem einen Kaffee anbieten. Es ist darum geplant, die Gespräche in Sachen Ekkehard wieder aufzunehmen, aber ich bin noch nicht lange genug hier, um mehr dazu sagen zu können.

Wie finanziert sich die Wyborada?

Mit einem städtischen und einem kantonalen Beitrag sowie diversen kleineren Förderungen und unseren Mitgliedsbeiträgen. Wir wollen das Fundraising ausbauen, um ein Programm möglich zu machen, das nicht marginal bleibt. Vor allem müssen wir kurzfristig in Technik investieren, um ansprechende digitale oder hybride Formate zu entwickeln. Ich möchte in den Zeiten, in denen keine öffentlichen Veranstaltungen möglich sind und künftig auch parallel zu diesen, Publikum über Streams erreichen können. Diese Form der Teilnahme ist vom Literaturhaus-Publikum andernorts recht schnell akzeptiert worden. Auch Festivals wie Solothurn oder der Bachmann-Wettbewerb fanden in diesem Jahr online statt – mit Erfolg.

Literatur ist seit jeher die günstigste aller Sparten.

Ja, das ist so; man vergleiche einmal unsere Budgets mit jenen der grossen Theaterhäuser. Bereits mit bescheidenen Fördersummen kann jeder, der lebendige Literatur möglich machen möchte, einen Beitrag leisten.

Wenn die Digitalisierung weiter vorankommt, braucht die Wyborada vielleicht also doch kein Haus?

Ob mit oder ohne Haus: Ohne eine digitale Parallelspur

wird es künftig nicht mehr gehen. Ebenso wenig wird es gehen ohne Begegnung und Austausch im wirklichen Leben. Ich möchte kein virtuelles Literaturhaus sein – und arbeite darum auch an Plänen für den Fall, dass Veranstaltungen innerhalb von vier Wänden uns noch länger versagt bleiben.

Gehört die Wyborada nicht in die künftige «public library» von Kanton und Stadt?

Die Frauenbibliothek Wyborada kann ich mir gut vorstellen als integrierte Spezialbibliothek, das wäre durchaus organisch. Aber ich bin keine Bibliothekarin, und diese Frage ist ohnehin Sache des Vereins und meiner Kollegin Karin Bühler, die die Bibliothek leitet. Das Literaturhaus ist aber unabhängig von den Plänen für eine «public library» zu sehen. Eine Bibliothek hat primär einen Bildungsauftrag, ein Literaturhaus ist primär Veranstalter. Ich sehe da ein symbiotisches Nebeneinander. Auch Frankfurt hat mit der Deutschen Nationalbibliothek eine grosse «public library», in der Veranstaltungen stattfinden, und ein starkes Literaturhaus.

Die Wyborada ist als feministisches Projekt gestartet. Mehr als dreissig Jahre später: Sind eine Frauenbibliothek und ein Frauenliteraturhaus noch zeitgemäss?

Jein. 1986 war die Gründung einer Frauenbibliothek ein klar politisches, feministisches Statement. Und diese Bibliothek hat nach wie vor Zulauf, die Kolleginnen berichten sogar von einer deutlichen Zunahme vor allem junger Frauen. Insofern ist sie durchaus zeitgemäss! Wir haben es heute mit einer anderen Art von Feminismus zu tun, mit anderer Kommunikation, einem anderen Selbstbewusstsein und einer anderen gesellschaftlichen und medialen Akzeptanz. Auch wenn das Literaturhaus der Frauenbibliothek entspringt, ist es doch kein «Spezial»-Literaturhaus, sondern eines für alle Gender. Anders kann ich Literatur nicht denken. Unabhängig von dieser mich einengenden Frage stelle ich aber fest: Viel interessante Literatur kommt momentan tatsächlich von Frauen.

Woran liegt das?

Gute Frage. Es fällt auf, wieviel mehr Aufmerksamkeit den Frauen insgesamt, nicht nur im Kulturbetrieb, inzwischen zuteil wird. Das hat sich deutlich sichtbar auch in der Programmplanung der Verlagshäuser niedergeschlagen. Es ist ein Zeichen dafür, dass dieser lange Kampf der Frauen um Sichtbarkeit langsam Früchte trägt. Das gibt mir die Hoffnung, dass wir darüber bald gar nicht mehr reden müssen, dass sich Selbstverständlichkeit einstellt, ohne Aufregungen. Wenn ich ein Buch lese, frage ich offen gestanden nicht primär danach, wes Genders Kind dieser Text ist.

Aber es gibt Prägungen.

Ich bin beruflich in einem total männlichen Umfeld sozialisiert. Bei Suhrkamp hatte ich es fast nur mit Männern zu tun, auch auf Autorenmenseite. Ich war eine der

ersten drei Frauen in der sogenannten Postkonferenz, dem Kreis der Abteilungsleiter um Siegfried Unseld. Diese Über- und Dauerpräsenz von Männern ist mir als junge Frau nicht weiter aufgefallen, es war «normal». Diese «Normalität» kommt nun scheinbar an ihr Ende.

Es fällt auf, dass Sie oft von «Autoren» sprechen und die Frauen mitmeinen. Genderneutrales Sprechen müsste an einem Ort wie der Wyborada aber doch selbstverständlich sein.

Wenn ich schreibe, versuche ich inzwischen konsequent gendergerecht zu bleiben. Beim Sprechen kommt mein Sprachfluss dadurch aber deutlich ins Ruckeln. Im Sprechen sind für mich grundsätzlich die Frauen immer mitgemeint, ich erachte das eigentlich als eine Selbstverständlichkeit. Wie ich die historische Figur Wyborada verstehe, stand auch sie allen, den Armen und Reichen, den Männern und Frauen, den Kranken und Gesunden gleichermaßen fürs Gespräch zur Verfügung; sie kannte keine Frauenquote.

Sehen Sie sich als Feministin?

Ich stehe für die Sache der Frauen ein. Aber ich bin keine Feministin. Der Begriff hat für mich eine leise Aura von Militanz. Und das ist für mich der falsche Ansatz, wenn wir über Literatur sprechen. Literatur hat andere Möglichkeiten, Anliegen durchzusetzen. Sprache hat andere Möglichkeiten, sie ist der Schlüssel zu Veränderungen. Um zu erkennen, welche Gräben es zwischen Männern und Frauen gibt, brauchen wir eine ausdifferenziertere Sprache, jenseits von normierten Begriffen. Entscheidend sind die Nuancen.

Ihr Buchtipp: Was sollen wir in der nächsten Zeit lesen?

Wir sollten uns mit dem Thema «Künstliche Intelligenz» anfreunden. Es gibt zwei Bücher, die ich kürzlich gelesen habe. Den unterhaltsamen und spannenden Roman von Emma Braslavsky, *Die Nacht war bleich*, die *Lichter blinkten* und den neuen Roman von Martina Clavadetscher mit dem schönen Titel *Die Erfindung des Ungehorsams*; er erscheint im nächsten Frühjahr, die Autorin wird bei uns zu Gast sein. Wie sich die Literatur auf fiktionalem Weg vortastet in eine Welt, die unsere Realität stark beeinflussen wird, ist schon ziemlich aufregend. Und da ich den «Körper» im weitesten Sinne – also auch Themen wie Ernährung, Fasten, das Sterben, Fleisch – in den Fokus meines Programms des ersten Halbjahres 2021 stelle, wird auch die KI ihren Auftritt haben, als ein Leben (oder wie man das dann nennt) *ohne* Körper.

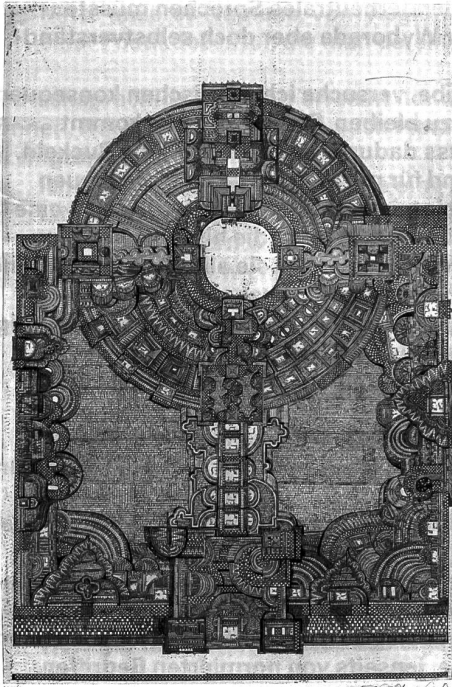
Artist's Choice #4: Herbert Weber
Der Medienbestand der 1986 gegründeten Frauenbibliothek ist Ausgangslage für Herbert Webers Fotografien. Der St.Galler Künstler setzt seine Position als Mann, Leser, Künstler, Vater, Herbert in Bezug zu Buchtiteln und Inhaltsverzeichnissen. In Form von Bild und Wort entstehen Papierarbeiten, die vor Ort präsentiert werden.

Bis 27. Februar, Bibliothek Wyborada, Mi–Fr 13.30–18 Uhr, Sa 13–16 Uhr

Anya Schutzbach, 1963, stammt aus Überlingen. Sie hat Japanologie, Sinologie, Politologie und Neue Deutsche Literatur in Bonn, Frankfurt und Tokio studiert, als Übersetzerin und Dolmetscherin gearbeitet und war später zwölf Jahre für Suhrkamp und Insel tätig. Zuletzt war sie Verlegerin des von ihr zusammen mit dem ehemaligen Suhrkamp-Kollegen Rainer Weiss gegründeten Independent-Verlag weissbooks.w, der im vergangenen Jahr an den Zürcher Unionsverlag überging. Heute lebt sie in Zürich und wieder in der alten Heimat Überlingen.

Utopie und Spiel in St.Fiden

Im Osten St.Gallens befindet sich seit Frühling ein Kunstraum. Wer durchs Schaufenster schielt, entdeckt einen visuell bestechenden Raum. Wer ihn betritt, bekommt eine sorgfältig kuratierte Ausstellung zu sehen. Ihr Schwerpunkt sind Stadtvisionen. Von Nina Keel



Blatt aus «Die neue historische Architektur des Johannes Gachnang», 1963–1966

Die *Chambre Directe* in St.Fiden hat keine Website und zurzeit auch keine offiziellen Öffnungszeiten. Wer rein möchte, muss die an der Tür angebrachte Nummer wählen. Sie führt zu Felix Boekamp, einem der Initiatoren des Raums. Niederschwellig ist das nicht unbedingt, doch die Neugierigen werden so vor den schwarz-weißen Radierungen von Johannes Gachnang landen. Sie sind Teil der dritten Ausstellung in der *Chambre Directe – Schubiger*, so der Name des Raums. Ihr Titel: «Im Bad der Berauschten – Johannes Gachnang – ein paar Radierungen».

Ein Leben in Grossstädten und Utopien

Auf A2-grossen Blättern wimmelt es an kleinteiligen Formen, die zu Mosaik, Rundbögen, Kuppeln oder Portalen zusammenfinden – oder so sind zumindest die Assoziationen, die bei der Betrachtung des ersten Mappenwerks Gachnangs von 1963–1966 auftauchen. Die Formen überlagern sich immer wieder gegenseitig. Sind es nun Grundrisse oder Ornamente, die man zu erkennen meint?

Johannes Gachnang (1939–2005) hatte eine wechselvolle und höchst spannende Biografie: Der gelernte Hochbauzeichner arbeitete Anfang der 1960er-Jahre im Atelier des Architekten Hans Scharoun in Berlin. In der freien Zeit entstand das erste Mappenwerk; laut Boekamp arbeitete er bis zu einem Monat an einer Radierung.

Die erste Mappe stellte er in Zürich aus und gewann einen Preis in Berlin. Daraufhin liess er sich in Istanbul nieder, wo er sich ganz der Kunst widmete. Gachnang arbeitete an einer zweiten Mappe, die wesentlich direkter und kont-rastreicher daherkommt. Auch sie ist in der *Chambre Directe*

zu sehen. Das Liebliche der ersten Mappe ist verschwunden, die Formensprache härter und moderner geworden.

Diagonalen führen über das ganze Blatt, dazu Boekamp: «Die Inspiration gaben kippende Säulen im Friedhof von Istanbul.» Der Ausstellungstitel ist übernommen von einem gleichnamigen Blatt der zweiten Mappe: In Izmir gab es ein Bad aus frühbyzantinischer Zeit, das als Bad der Berauschten bekannt war.

Gachnangs Lebensweg führte über Rom und Amsterdam nach Bern, wo er von 1974–1982 die Kunsthalle leitete. Später gründete er einen Verlag und war bis in die 90er-Jahre als Ausstellungs- und Buchmacher aktiv. Seine Radierungen machen – präsentiert an Wänden und auf Tischen – den Grossteil der Ausstellung in St.Fiden aus. Dazu gesellen sich fantastische Architekturen des niederländischen Künstlers Constant (1920–2005) und von Felix Boekamp.

Das hängt folgendermassen zusammen: Gachnang nannte Constant als wichtige Referenz für seine städtischen Utopien, und Boekamp setzt sich schon länger mit Constant, seinem Projekt *New Babylon* und dem Konzept des *Homo Ludens* auseinander. Die Idee des spielenden, nicht zweckorientiert handelnden Menschen fasziniert Boekamp. Für die Ausstellung vertonte er einen Text Constants mit einem Programm namens *ISpeak* und der virtuellen Stimme Steffi. Das hat zur Folge, dass die Intonation überhaupt nicht stimmt – ein erheiterndes Moment begleitet den Gang durch die Ausstellung.

Anarchisch, direkt und ephemere

Felix Boekamp, der in Nürnberg und Hamburg Kunst mit einem Schwerpunkt auf dem öffentlichen Raum studiert hat, betreibt die *Chambre Directe – Schubiger* mit weiteren St.Galler, Kölner und Hamburger Kulturschaffenden, die anonym bleiben möchten: «Dieser Ausstellungsraum ist ein Wir-Ding, an dem viele mitwirken – und es gibt keine Hierarchie», betont er.

Der Name ist von *action directe* abgeleitet, hat also einen sozialpolitischen Hintergrund: Es geht um das unmittelbare Tätig-Werden zur Erreichung eines Ziels. Der Zusatz «Schubiger» bezieht sich auf den Vormieter, das gleichnamige Fachgeschäft für Haushaltsgeräte. Gleichzeitig ist darin Schub enthalten: «Ein Schub steht für etwas Energetisches, das direktes, schnelles und unabhängiges Agieren ermöglicht. So soll auch dieser Kunstraum funktionieren», erklärt Boekamp.

Und wie steht es um die inhaltliche Ausrichtung der *Chambre Directe*? Zeitgenössisches kommt vor, aber ist bei weitem nicht der ausschlaggebende Punkt. Ein Augenmerk liegt auf Gattungen, die in den hiesigen Institutionen wenig vorkommen wie Künstlerplakate, Einladungskarten und Künstlerbücher – in letzteren soll geblättert werden. Mit solchen Ephemera und Multiples ist eine nächste Ausstellung geplant, ferner eine Kooperation mit dem Zentrum für das Buch der Kantonsbibliothek.

Chambre Directe – Schubiger
Rorschacherstrasse 112, St.Gallen
Besichtigung auf Anfrage: 076 748 95 68

Don't Mind the Gap

Im Zeughaus Teufen ist das Dazwischen zu sehen: Die aktuelle Schau bezieht sich mit dem Titel auf «Zwischen Farben» und ist doch viel mehr als eine Ausstellung über Farbphänomene und deren Spielräume. Von Kristin Schmidt



Katrin Hotz, *Harlekin*. (Bilder: Zeughaus Teufen)

Zum Auftakt eine Bank: eine Sitzbank aus Holzlatten auf einem Stahlrohrgestell. Einladend. Einfach in der Materialwahl. Klar in der Formgebung. Die Bank steht im Zeughaus Teufen in der aktuellen Ausstellung. Aber sie ist keine Museumsbank, gestaltet für die bedachte Nutzung durch Ausstellungsgäste. Sie soll dem intensiven Gebrauch im Aussenraum dienen, auch wenn sie derzeit nur als Einzelstück existiert.

Zwischen Bau und Skizze

Die Geschichte der Bank beginnt an der Ulmer Hochschule für Gestaltung. Hier studierte der im vergangenen Jahr verstorbene St.Galler Max Graf bei Johannes Itten, Josef Albers, Max Bill und anderen. Als Bill die Schule 1958 verliess, folgte Max Graf ihm nach Zürich.

In dieser Zeit wurde der Wettbewerb für das neue Schulhaus im Kinderdorf Pestalozzi ausgeschrieben. Der angehende Architekt reichte seine Diplomarbeit ein und gewann. Zu seinem umfassenden Verständnis von Architektur, ihrer sozialen Funktion und ihrem gesellschaftlichen Anspruch gehörte, dass er für Trogen auch Sitzbänke entwarf – die aber nie realisiert wurden. Erst im vergangenen Jahr wurde das erste Exemplar gebaut und steht nun im Zeughaus Teufen.

Nicht weit davon, im Treppenhaus, im Eingangsbereich, im kleinen Garderobenraum sind Grafs Zeichnungen zu sehen. Viele Bauten gibt es von ihm nicht, er hat mehr unterrichtet und viel, viel gezeichnet. Papier und Stift hatte er immer dabei.

Manche der Blätter sind kaum mehr als kleine, grafische Notizen, andere haben den Charakter eigenständiger künstlerischer Arbeiten. Wenige Linien begegnen sich auf ihnen, streben einander zu oder fügen sich zu geometrischen Formen. Sie tragen Titel wie *8 gleichgrosse Strecken*, *isolierte Vielecke* oder *präzises Dazwischen*.

Dieses «Dazwischen» ist das Verbindende der ganzen Ausstellung. Es findet sich an verschiedenen Punkten. So ist beispielsweise *Harlekin* von Katrin Hotz aus Biel dazwischen installiert: Zwischen den beiden Seitenräumen

flankieren farbige Papierbahnen den Mittelgang. Sie leiten den Blick von der einen Stirnseite des Hauses bis auf die andere, setzen starke Farb- und Formakzente. Auch der Boden wird einbezogen, und im Kabinett mit den Landschaften Hans Zellers schiebt sich eine Bahn zwischen Wand und Gemälde.

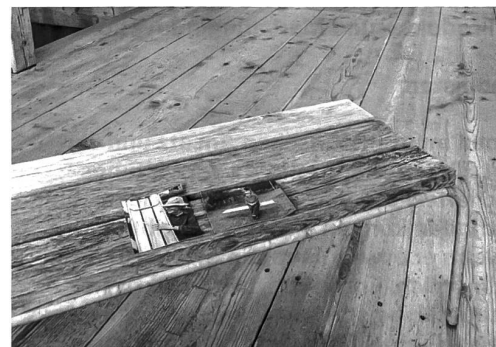
Zwischen Perfektion und Improvisation

Hotz' Installation bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Perfektion und Improvisation: Akkurat geschnittene Kanten kontrastieren mit gerissenen Rändern. Hochglanzlack trifft auf zerknitterte Oberflächen, die mehr Relief sind als Malerei. Letztere wiederum wird im Farbauftrag und den Farbtönen gefeiert: Satt eingestrichene Bahnen leuchten in merkwürdigen Grüntönen, in unbeschreiblichem, gebrochenem Orange oder Braun. Dazwischen strahlt Neongelb hervor.

Trotz ihrer grossen Präsenz lässt *Harlekin* auch den anderen Werken genügend Raum: Im einen Flügel der Ausstellungsetage präsentiert Lucie Schenker ausgewählte Arbeiten, im anderen Gilgi Guggenheim. Lucie Schenker schlägt eine Brücke zwischen Malerei und Zeichnung. Die St.Galler Künstlerin fügt mit Fettstiften kräftige Striche zu dichten Flächen. Auf anderen Blättern verwendet sie den Bleistift in dichter Schraffur: Die einzelne Linie verschwindet, die plastische Form entsteht – die Balance wird gehalten, das Dazwischen hat Bestand.

Gilgi Guggenheim zeigt ihre Werke in Kooperation mit AUTO ex Nextex: Der Projektraum der Visarte Ost hat einen Satelliten mit zwei Künstlerinnen ins Zeughaus Teufen geschickt. Von Johanna Nissen-Grosser sind Entwürfe für ein dreiteiliges Wandmosaik zu sehen, die eine schöne Farbsymbiose mit *Harlekin* eingehen.

Gilgi Guggenheim zeigt Arbeiten mit dem Riesenpinsel: pro Blatt ein Strich, pro Weiss eine Farbspur. Diese ist jedoch nicht homogen, sondern fügt sich aus unzähligen Zwischentönen zusammen. Ein vielstimmiger Klang zieht sich über jedes Bild, entstanden in einem Schwung, festgehalten auf dem Papier – kurze Momente des Innehaltens in dieser vielseitigen, dichten Präsentation, in diesem gut gefüllten Raum mit all den Spuren vergangener Ausstellungen. Auch «Zwischen Farben» wird sich hier hoffentlich auf Dauer einschreiben.

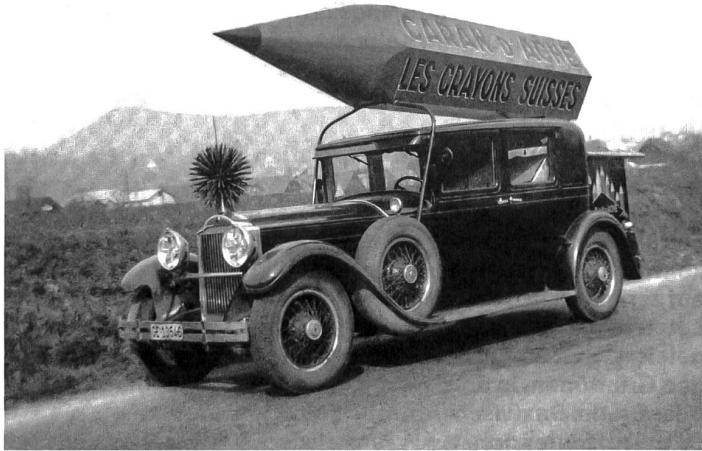


Bank nach dem Entwurf von Max Graf.

«Zwischen Farben»: Zeughaus Teufen, bis auf weiteres zu sehen

Ein buntes Stück Geschichte

Die Geschichte des Genfer Schreibgeräteherstellers Caran d'Ache ist eng mit einem St.Galler Börsenmakler verbunden. Autor und Illustrator Ralph Brühwiler hat der Geschichte nachgespürt und vermischt dabei ganz bewusst Fakten und Fiktion. Von Roman Hertler



Der Packard 640 Club Sedan, als Werbeträger Ende der 1920er-Jahre.

Um die roten Caran d'Ache-Schachteln kommt in der Schweiz niemand herum. Die Genfer Firma beliefert die Schulen seit bald einem Jahrhundert mit Griffeln, Blei- und Zeichenstiften. Beliebt ist die Marke aber auch in erwachseneren Schreib- und Gestaltungszirkeln. So knüpft auch Journalist, Autor und Illustrator Ralph Brühwiler, wenn er zum Stift greift, früheste Kindheitserinnerungen an die Marke, etwa an den dirigierenden Bären und die Hasen auf Velos mit Speichen aus Farbstiften, die einst im Schaufenster im Genfer Bahnhof Cornavin pedalt.

An der Preisverleihung zum 100-Jahr-Jubiläums-Zeichnungswettbewerb, den Caran d'Ache 2015 veranstaltete, erfuhr Brühwiler von den Verbindungen einer firmenprägenden Figur ins Toggenburg, wo der Autor seit über 40 Jahren wohnt. Er nahm den Faden auf, vergrub sich immer tiefer in die Quellen und präsentiert seine Ergebnisse nun in *Die Caran d'Ache Saga*, die im Herbst bei NZZ Libro erschien.

Erzählt wird die Firmengeschichte chronologisch: 1915 Gründung einer kleinen Bleistiftfabrik im Genfer Eaux-Vives-Viertel 1915; 1924 Übernahme durch den St.Galler Börsenmakler mit Toggenburger Wurzeln Arnold Schweitzer und Umbenennung in Caran d'Ache nach dem Pseudonym eines französischen Künstlers, 1947 Übernahme durch die Familien Reiser und Hübscher bis in die Gegenwart. Ein starker Fokus liegt auf Produkte- und Marketinginnovationen.

Nah bei den Protagonisten

Brühwiler wählt einen mikrohistorischen Ansatz und verwebt Faktisches mit Fiktion, wenn er etwa Verwaltungsratssitzungen, Geschäftsessen oder Telefonate nacherzählt, wie sie hätten stattfinden können. Im Anhang gibt der Autor jeweils an, wenn er etwas «supponiert», also erfunden hat. Wo immer möglich, unterfüttert er die fiktiven Parts mit Quellenmaterial, beispielsweise wenn er eingangs den grauverhangenen Himmel über Genf beschreibt, als die Firmengründer sich am 10. Dezember 1915 zur Unterzeich-

nung notarieller Unterlagen trafen. MeteoSchweiz hat die Richtigkeit der Angabe bestätigt.

Die Schilderung solch vermeintlicher Nebensächlichkeiten hauchen dem Text Leben ein, wie es nur wenigen Unternehmensgeschichten gelingt. Menschliche Dramen werden nicht ausgespart. Das schafft Nähe. Etwa wenn Brühwiler einen Anruf im Jahr 1941 beschreibt, bei dem Arnold Schweitzer nächstens aus dem Bett geholt und über den Unfalltod seines Sohnes im Aktivdienst unterrichtet wird. Kurz darauf scheidet sein langjähriger Freund und Geschäftsführer Edmond Naville nach 18 Jahren aus der Firma aus, weil er sich der Schweizer Gesandtschaft des Roten Kreuzes in Berlin anschliessen und deutsche Lager für westalliierte Kriegsgefangene inspizieren will. Naville kommt später bei einem Verkehrsunfall ebenfalls um.

Die Caran d'Ache Saga wird ihrem Namen gerecht: Hier werden nicht nur unternehmerische Erfolge und gelegentliche Misserfolge detailreich und fachkundig abgehandelt, sondern auch biografische und Geschäftsalltags-Szenen an Schauplätzen rund um den Globus geschickt in die Erzählung eingewoben. Auch Weltgeschichte blitzt da und dort auf: Beispielsweise lässt Caran d'Ache 1985 am Rande des Treffens von Ronald Reagan und Michail Gorbatschow in der Rhonestadt schwarze Kugelschreiber mit goldfarbenem Aufdruck «Reagan-Gorbatschew Geneva 1985» an die versammelte Weltpresse verteilen.

Farbig, niedriger Härtegrad

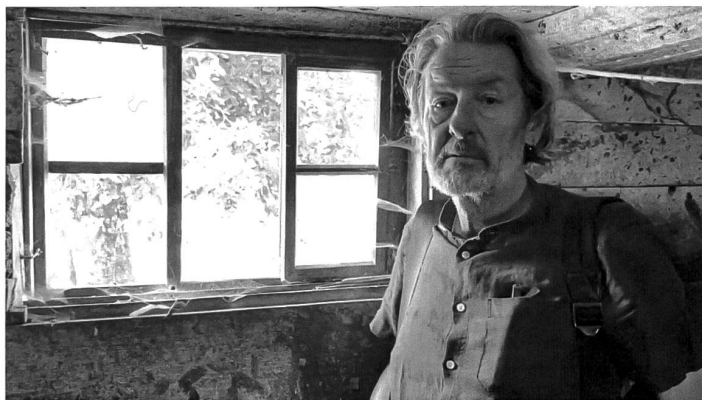
Auch Niklaus Meienberg hat sich des Öfteren fiktiver Methoden bedient, etwa wenn er seine vernichtende Wille-Familienbiografie mit lusternen Ausrittphantasien biederer Grossbürgerdamen einleitet und damit elitäre Dekadenzen aufs Korn nimmt. Gesellschaftskritik ist aber nicht Brühwilers Antrieb, in freundlichnüchterner Sprache heftet sich der Autor vor allem an die Fersen der firmenhistorischen Quellen. Der Fokus bleibt auf das Unternehmen und seine Produkte gerichtet, die Erzählung folgt den Schicksalen und Perspektiven jener, die die Geschicke des Unternehmens lenkten und lenken.

Wäre das Buch ein Bleistift, es hätte als Spiegel sozialer Realitäten des 20. Jahrhunderts einen eher niedrigen Härtegrad. Die inhaltliche und fachliche Palette dieser aufwändig recherchierten und elegant verdichteten Arbeit bleibt aber trotz sozialgeschichtlicher Abstriche farbintensiv. Alleweil eine Leseempfehlung für Geschichts- ebenso wie für Kunstinteressierte.

Ralph Brühwiler: *Die Caran d'Ache Saga – Von Genf in die Welt*, NZZ Libro 2020, Fr. 49.–

Gächschötzig

Steff Signer, der Musiker und Dichter des «Henderlands», geht den Spuren seiner Jugend nach in Texten und Kurzfilmen. Im Januar wird er 70. Von Peter Surber



«Chraie schliifed eri Schnäbel a de Schiibe»: Steff Signer im Kurzfilm *Chraie*.



«So wir nicht umkehren und werden wie die Kühe, so kommen wir nicht in das Himmelreich. Wir sollten ihnen nämlich Eins ablernen: das Wiederkäuen. (...) Am weitesten freilich brachten es diese Kühe: die erfanden sich das Wiederkäuen und In-der-Sonne-Liegen. Auch enthalten sie sich aller schweren Gedanken, welche das Herz blähn.» Unter dem prächtigen Zitat schaut eine nicht minder prächtige Hornkuh den Leser an.

Die Sätze stammen aus Friedrich Nietzsches *Also sprach Zarathustra*. Im Buch spricht ein Berg-Prediger, einer, der nach seinen eigenen Worten «das Glück auf Erden» sucht und es bei den Tieren zu finden glaubt. Steff Signer könnte auch als einer von der Spezies der Berg-Prediger durchgehen – vielleicht hat das Nietzsche-Zitat und das Kuhbild deshalb Eingang gefunden in seine Gädeli-Collection. An anderer Stelle ist ein solches Gädeli, ein windschiefer Schopf, selber abgebildet, ein andermal tritt Steff Signer aus der knarrenden Tür eines alten Stalls heraus und schimpft sich mit einem Gong in der Hand Wanderer vom Hals, die ihm im Coronasommer und überhaupt zu nahe treten.

Signer, früher als Infra-Steff mit diversen Bandprojekten wie der Red Devil Band und grossen Anläufen im sinfonischen Rock unterwegs, hat sich trotz aller Weltläufigkeit zeitlebens an seiner Herkunftsregion orientiert, an der «Highmatt» im appenzellischen «Henderland». Was ihn bis heute an diese Region bindet, in der man nachts mit Militärtaschenlampen blinkt und morst, hat er im gleichnamigen Buch *Highmatt* (2008 im Limmatverlag) in diversen Anläufen umschrieben, besungen und mit archaischen Kochrezepten gewürzt.

In jüngerer Zeit geht die Vergangenheitsbewältigung der Signer'schen Art weiter mit filmischen Mitteln. Zusammen mit seinem Jugendfreund Peter Loppacher, der nach langen Jahren in den USA wieder in die Schweiz zurückgekehrt ist, geht er den Plätzen von damals und den Ideen von damals nach. Der Högge-Wald wird zum magischen Klein-Universum, in dem auch schon mal mit Drogen und The Doors Wege zum «Break On Through» auftauchen. «Seit je pendelte er zwischen Aufklärung und Magie», hat Hanspeter Spörri 2019 in Saiten über Signer geschrieben.

Die Szene mit dem Gong nennt Signer «Unflat Kauz». «Der Protagonist ist ein kauziger, ewig schimpfender Bauer, der nicht nur urbane Wanderer, sondern die ganze Welt auf Distanz halten will – mit oder ohne Corona», schreibt er erklärend dazu. «Anstelle eines Pläss hat er einen Chinesischen Gong, einen sogenannten BAG-Gong. Solch «gächschötzig» Kerle färbten meine Jugend. Die Bauern hatten noch nicht den Status von landwirtschaftlichen Unternehmern mit einem Fuhrpark, trugen noch keine lärmbedingten Schiess-Stand-Kopfhörer, waren durch das Handy noch nicht gleichauf sozialisiert und egalisiert. Einige Exemplare damals waren ausgewachsene Choleriker und der Jähzorn expolierte in ihnen, wie ein Vulkanausbruch in Island.»

Und wenn sie dann explodierten, dann habe das etwa so getönt: «Verrickte nüntige Püntel, elendliche Chnorzli, schtroolige Sauchogg, tuusigs ooläädige Chrosli, widerwärtige Schlunggi, gfälte huere Zwick ...» So geht das noch ein paar Mistladungen weiter mit den Kraftausdrücken aus einem Hinterland, das von weither kommt und dem diese Filme und Texte ein kritisch-liebevolles Denkmal setzen.

In Hundwil ist Steff Signer am 23. Januar 1951 geboren. Diesen Monat wird er siebzig. Heilige Schtrausack!

Eintauchen

St.Gallen hat einen neuen Kulturraum. Der «Pool» im Lachenquartier steht für die szenischen Künste zur Verfügung – nicht in erster Linie für Aufführungen, sondern zum Arbeiten. Von Peter Surber



Der Pool im Lachen-Quartier. (Bild:pd)



Ein Werkhaus für die freie Tanz- und Theaterszene: Der Traum geistert seit Dutzenden von Jahren durch die städtische Kulturpolitik. 2019 kam er der Wirklichkeit zumindest einen Schritt näher. Im neuen Kulturkonzept der Stadt wurde ein solches Werkhaus als Ziel explizit festgeschrieben und auch ein Kredit für erste Konzeptarbeiten gesprochen.

Jetzt ist zwar kein Werkhaus da, aber immerhin ein Werkraum: der «Pool» an der Dürrenmattstrasse. «Das ging rasant», sagt Ann Katrin Cooper vom Verein Gemischtes Doppel – «das Gebäude gehört der Stadt, die erste Etage wurde nach dem Auszug des dort tätigen Architekturbüros frei, und die Bauverwaltung der Stadt kam auf uns zu.» Der Verein hat den Raum privat gemietet und vermietet ihn weiter an Interessierte. Stadt und Kanton greifen dem Projekt mit Startbeiträgen unter die Arme, das ermöglicht bescheidene Miettarife.

180 Quadratmeter Kreativität

Ein Prachtraum: 25 Meter lang, an der breitesten Stelle 8 Meter breit, Gesamtfläche 180 Quadratmeter mit durchgehender Fensterfront und dem Charme des ehemaligen Industriegebäudes, einer Seifenfabrik. Zusammen mit Helferinnen und Helfern haben Ann Katrin Cooper und Tobias Spori viele Stunden Arbeit hineingesteckt, ihn theatertauglich zu machen. Der Boden wurde gereinigt, die Spuren der früheren Nutzung sind aber noch zu sehen. Alle Wände wurden gestrichen, transparente und mobile Wandelemente erlauben Unterteilungen, ein Tanzteppich ist da und eine Musikanlage, Scheinwerfer sollen noch kommen, 100 Stühle stehen bereit, auch Böcke und Tischplatten für eine lange Tafel. Ein Nebenraum wurde zur einfachen Küche umfunktioniert, der Vorraum zum Büro.

Geht es nach Cooper, soll hier in erster Linie geprobt, experimentiert, gearbeitet werden. Der Raum ist als «Pool für Ideen, Talente, Begabungen und Begegnungen» gedacht, als Ort der Vernetzung und der Kooperationen. Bisher hätten freie Ensembles ihren Platz zum Proben und Entwickeln von Projekten stets wieder neu suchen müssen. «Jede

Gruppe hat immer wieder einzeln den Motor angeworfen. Das sind auf Dauer keine förderlichen Bedingungen.» Aber was genau die Bedürfnisse sind und wer überhaupt am Werk ist: Das werde sich nach und nach zeigen. «Der Pool kann und soll wachsen.»

Ihr Interesse am Projekt signalisiert hätten bereits die IG Tanz Ostschweiz und der Theater-Dachverband. «Alle, die in irgendeiner Weise szenisch arbeiten, sind eingeladen, mitzutun», bekräftigt Cooper. Neben Proben, Aufführungen oder Lesungen seien auch Diskussionsabende denkbar, ebenso Weiterbildungen. «Der Pool soll möglichst selten leerstehen.»

Proben – und dann bereit sein

Die Corona-Pandemie erschwert allerdings den Start. Ein erster Gast-Anlass im Dezember wurde abgesagt, die geplante Einweihung findet vorerst nicht statt. Aber das Panorama Dance Theater von Cooper und Spori probt sein neues Stück mit dem Titel «Now» bereits hier. Die Aufführungen sind für Februar geplant, falls ... Auch die Kulturkosmonauten entwickeln im «Pool» während elf Intensivtagen über die Festtage und Anfang Januar ihr neues Stück.

Positiv gedreht: Wenn Aufführungen mit Publikum verboten sind, bleibt den professionellen Tanz- und Theater-schaffenden wenigstens der Ausweg, Neues zu entwickeln. Und dann bereit zu sein, wenn die Bühnen wieder aufgehen. Ein Proberaum wie der «Pool» kommt da wie gerufen.

Das ersehnte Haus für die Freien könne er allerdings nicht ersetzen – aber zumindest dessen Notwendigkeit deutlich machen, sagt Ann Katrin Cooper: «Ich hoffe, dass sich möglichst viele Menschen konstruktiv mitbeteiligen an dem Projekt.» Das kann man auch materiell tun: mit einer Mitgliedschaft im Trägerverein. Je mehr Mitglieder, desto näher das Ziel, den Raum später gratis zur Verfügung stellen zu können.

Es wird über ein neues Stadtmagazin gemunkelt, das «Saint-Gall» heissen und ab nächstem Sommer halbjährlich gedruckt erscheinen soll. Initiator ist SEBASTIAN SCHNEIDER, vormals Redaktor beim «Tagblatt», heute technischer Redaktor. Es soll Themen wie Politik, Gesellschaft, Natur, Konsum, Landwirtschaft und Landeskirchliches aufgreifen und ist als politisch diverses Forum gedacht. Zum Kernteam gehören Schneiders einstige «Tagblatt»-Gspännli: Journalistin MARION LOHER und Fotograf URS BUCHER. Für die Grafik wird NICOLE TANNHEIMER besorgt sein. Finanziert werden soll das Printmedium dereinst je zur Hälfte durch Inserate und die Leserschaft. Erfreulich, dass sich wieder einmal etwas regt in der St.Galler Medienlandschaft. Bedauerlich höchstens, dass Kulturelles auf den geplanten 70 Seiten vorerst keinen Platz findet.



Dass Kulturberichterstattung nötig ist und gerade in solchen Zeiten auch gefragt ist, zeigt das erfreuliche Beispiel unserer Kollegen im Thurgau. Das Onlinemagazin Thurgaukultur.ch unter Redaktionsleiter MICHAEL LÜNSTROTH, Geschäftsleiterin SARAH LÜTHY und Agenda-Redaktorin ANJA MOSIMANN feiert einen Leserrekord. 180'000 Seitenaufrufe verbucht das Portal im Coronajahr 2020. Das bedeutet eine Verdreifachung gegenüber 2014, als das Magazin an den Start ging. «Schlechte Zeiten sind gute Zeiten für den Journalismus», vermeldet die Redaktion im Dezember. Saiten gratuliert in den Thurgau und wünscht weitersteigende Klickzahlen im neuen Jahr. Auch wenn sich die Zeiten für den Journalismus aufgrund sich bessernder allgemeiner und kultureller Zustände wieder verschlechtern sollten.



Falls das Abflachen der Ansteckungszahlen nichts nützt: Dem Kampf gegen die allgemeine Medienkrise hat sich der Verband Medien mit Zukunft verschrieben. Darin haben sich die Kleinen und Unabhängigen der Branche abseits der grossen Verlagshäuser zusammengeschlossen, darunter Bajour, Das Lamm, Surprise, Tsüri, Zentralplus, Woz, Republik und natürlich Saiten. Vermutet wurde es schon, nun ist es amtlich: Unsere Redaktionskollegin CORINNE RIEDENER wurde an der kürzlich digital abgehaltenen Generalversammlung in den Vorstand gewählt. Der Verband bezweckt, dass die Schweizer Medienlandschaft vielfältig und lebendig bleibt und weiterhin demokratierelevante und verlässliche Informationen liefern kann, auch wenn Journalismus immer weniger ein lukratives Geschäftsfeld ist.



Gratulation auch an zwei Autorinnen, die im immunstarken Dezemberheft von Saiten mit einem Beitrag vertreten waren: JESSICA JURASSICA und LAURA VOGT haben je einen Werkbeitrag der Ausserrhodischen Kulturstiftung bekommen, zusammen mit acht weiteren Kunstschaffenden unterschiedlicher Sparten: Selina Lutz, Zora Berweger, Christian Hörler, Selina Hirsch, Davide Tisato, Timo Wild, Clarigna Küng und Gisa Frank. Als Artist in Residence wurde zudem Peter Stoffel ausgezeichnet. Die Feier im Dezember fiel aus, dafür gibt es, der Pandemie sei Dank, kurze Porträtfilme im Netz: ar-kulturstiftung.ch.



Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Live

Der Musiksaal im Stadtcasino Basel gehört zu den besten Konzertsälen weltweit. Kurz nach der Wiedereröffnung im letzten August wurde hier diese Live-Aufnahme des Sinfonieorchesters Basel eingespielt. Die Musik, von Beethoven bis zu Dvořák, ist festlich und das Booklet enthält zahlreiche Fotos des von Herzog & de Meuron neu gestalteten Gebäudes und ein Vorwort der bekannten Autorin Elke Heidenreich.

Sinfonieorchester Basel, Ivor Bolton: *Live from Stadtcasino Basel, Beethoven, Satie, Strauss, Dvořák*. Berlin Classics 2020

Programmzeitung
Kultur im Aargau



Überfordert

Nach *Elefanten im Garten* ist der zweite Roman der Berner Autorin Meral Kureyshi, *Fünf Jahreszeiten*, erschienen. Kureyshi schreibt über feine und leise Themen wie Orientierungslosigkeit, Überforderung, Stillstand und Liebe zu schreiben. Der Roman macht deutlich, wie schwer es uns in unserer Gegenwart fällt, unscharfe Bilder, Zögern, Zaudern und Stille auch nur vorübergehend auszuhalten.

Meral Kureyshi: *Fünf Jahreszeiten*, Limmat Verlag, limmatverlag.ch

Bild: Matthias Günter

BKA
BERNER KULTURAGENDA



Lecker

Das Sinfonieorchester Liechtenstein startet trotz Corona mit musikalischen Leckerbissen durch. Als Auftakt steht das Kammermusikkonzert «Erlebe SOL» im Rathaussaal in Vaduz auf dem Programm. Zwei Tage später geht es weiter mit dem ABO-Sinfoniekonzert «SOL im SAL» im Saal am Lindaplatz. Solange die Pandemie andauert, muss aber auf die Ouvertüre, die Konzertpause, den Barbetrieb und die Garderobe verzichtet werden. Dem unvergesslichen Hörerlebnis steht deswegen aber nichts im Weg.

Erlebe SOL 17. Januar, Rathaussaal Vaduz
SOL im SAL: 19. Januar, Saal am Lindenplatz, Schaan, sinfonieorchester.li

KUL



Unterwegs

Fotograf Emanuel Ammon und Autorin Monika Senn begaben sich zur gleichen Zeit auf den Jakobsweg – zunächst von Konstanz nach Einsiedeln, danach von Südfrankreich bis Santiago de Compostela. Erst unterwegs trafen sie aufeinander und es entstand die Idee eines Tage- und Fotobuchs. Eine Publikation, die nie geplant war, wird so zum authentischen Reisebericht aus der Schweiz und Nordspanien.

Emanuel Ammon & Monika Senn: *Jakobsweg – 900 km durch die Schweiz und Spanien. Foto- und Reisetagebuch*. Aura Books, aurabooks.ch

041
www.null41.ch

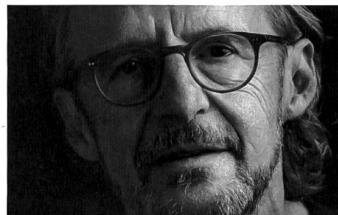


Bedroht

Eine Ausstellung zu Raum und Form: Würfel, Pyramide und Kugel sind ein hermetisch abgeschlossener Lebensraum in der Leere des Ausstellungsraums. In Abwesenheit dieser Urformen wird das Publikum dazu verleitet, ein autarkes, filigranes Ökosystem in seiner Existenz zu bedrohen. Ob das Gleichgewicht der Installation durch ein geschärftes Bewusstsein der Besucherinnen und Besucher Bestand hat?

Hauser & Herzog – *Geometrie und Existenz*: 15. Januar bis 21. Februar, Oxyd Kunsträume Winterthur, oxydart.ch

Coucou



Entfesselt

Was passiert mit uns, wenn wir alles aufgeben, was unser Leben normalerweise ausmacht, und stattdessen einer faszinierenden Idee folgen – und einer faszinierten Verliebtheit – bis zu ihrem bitteren Ende? Der Zuger Autor David Weber schreibt in seinem Roman *Im Schwarzlicht* über den ungewollten Einstieg eines jungen Familienvaters in eine Karriere als Kunstschmuggler, und die daraus entstehende, alles vernichtende Eigendynamik.

David Weber: *Im Schwarzlicht*. Knapp Verlag, erscheint am 31. Januar, knapp-verlag.ch, davidweber.ink

Bild: Philippe Hubler

ZUGKultur

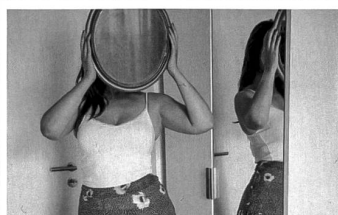


Zeitlos

Zum 75. Geburtstag des Aargauer Autors Klaus Merz ist im Haymon Verlag ein Sonderdruck erschienen: *Im Schläfengebiet* – eine zeitlose Erzählung, lyrisch, prägnant und berührend. Mit dem typisch merz'schen Blick auf das Wesentliche begleiten wir den Protagonisten Walter durch seine letzten Tage. Die Geschichte lebt von der zarten, bildstarken wie poetischen Sprache des Autors.

Klaus Merz: *Im Schläfengebiet*. Haymon Verlag.

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Unverkrampt

Sexarbeiterinnen stehen im Schatten der Gesellschaft und leben nicht selten in prekären Situationen. Meist wird über sie statt mit ihnen gesprochen. Im neuen Buch *Ich bin Sexarbeiterin* kommen sie zu Wort und erzählen unter anderem, warum sie sich für ihre Tätigkeit entschieden haben.

Brigitte Hürlimann, Naomi Gregoris, Noëmi Landolt, Harriet Langanke, Juno Mac, Serena O. Dankwa, Eva Schumacher, Miriam Suter: *Ich bin Sexarbeiterin: Porträts und Texte*, Limmat Verlag. Bild: Yoshiko Kusano

kolt

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org